

«Was, wenn die Punks Recht hatten?»

Im ehemaligen Kinosaal des «Moderne Karussell» feierte das Stück «My Heart Is Ready For A Revolution» Premiere. Es umkreiste lakonisch den Topos des Umsturzes als Sehnsuchtsort.

Ein langer Esstisch aus Holz, Küchenutensilien, ein Plattenspieler und eine Wäscheleine mit Abwaschtüchern und Che-Guevara-Shirt verbreiten eine Art WG-Romantik. Im Hintergrund ein Öltanker, der Anker ist angelegt, an den sich eine Frau mit einer Hand festgeklebt hat. Eine Form des Protests? Ein Ausdruck von Langeweile oder lethargischer Panik?



Revolution ist bekanntlich immer die Sache der anderen: «My Heart Is Ready For A Revolution». Bild: Marco Sieber

Bärtsch (Johanna Dähler), Fellmann (Jürg Plüss), Dlaboha (Patrick Slanzi) und Andreina (Michael Wolf) sind sich insofern einig, dass die Revolution notwendig ist, oder wie sie selbst mit Pathos wiederholen: «My heart is ready for a revolution». Nur eben, was heisst das: «eine Revolution»? Wer macht sie denn, diese Revolution, und könnte der Slogan – «My heart is ready for a revolution» – nicht ebenso gut als Werbespruch für eine Autowerbung hinhalten? Und wo zum Teufel hin mit der Wut, dem Neoliberalismus und dem Geschwätz? Sollte man nicht vielleicht einfach eine Punkband gründen, gerade so, als schrieben wir das Jahr 1977? Das diskutieren die vier Spielenden wortgewaltig. Dabei agieren sie ihre Wut aus, wagen Gedankensprünge und formulieren Utopien, rezitieren aus der «Liste der unmöglichen Dinge», die doch im Eigentlichen alle für alle verfügbar und absolut möglich sein sollten. Dazwischen fallen immer wieder Schüsse aus dem Hinterhalt und die vier Aufgebrachten taumeln, fallen und rappeln sich dann wieder auf zum nächsten Angriff. Zwischen alledem wird frische Pasta gekocht, Musik gehört und Dosentomaten werden als Kriegserfindung diskutiert. Die Stimmung schwankt zwischen Euphorie, Nostalgie, Wut und Lähmung.

«Wann eigentlich hat die Zukunft aufgehört, besser zu sein als die Vergangenheit?», sinniert Bärtsch und konstatiert: «Es kann doch nicht sein, dass die Punks recht hatten!» «No Future», das ist nicht mehr länger ein Slogan für den Affekt der Verweigerung, sondern realer Dauerzustand. Besser wird das alles nicht mehr!

Zwischen Aufbruch und Lähmung

«No Future, das ist unsere Welt!», wird verkündet. Und überhaupt könne man jetzt nichts mehr sagen, was nicht schon klingt wie ein stumpfsinniger Spruch für eine Autowerbung! Also lässt man die Wut am Pastateig aus, denn da ist sonst niemand, an dem man sie auslassen könnte. Der Kapitalismus, die unsichtbare Hand des Marktes, der Neoliberalismus – der Feind schlechthin also – hat sich feige in die allgemeine Abstraktion verflüchtigt und so kreist man gezwungenermassen um sich selbst.

Oder aber um den «Verschiebungsdebattenclown», der irgendwann auf der grossen leeren Wand erscheint, sich in Zynismus übt und die «Liste der möglichen Dinge» herunterrattert, gerade so, als handle es sich dabei um unabänderliche Fakten: There is no alternative. Dort hinter der grossen Wand, dort sind vielleicht die 250'000 Menschen, für die Grossdemo, den Krawall, den Umsturz. Oder aber, es ist dort niemand, der auf die Revolution gewartet hat, denn die Revolution, das ist bekanntlich immer die Sache der anderen. Dabei geht es doch um alles. Nur: was tun, wenn man darum weiss, es aber nicht fühlt?



Eine Aufforderung zum zivilen Ungehorsam: «My Heart Is Ready For A Revolution».

Bild: Marco Sieber

Die Stärke dieses Theaterabends, angekündigt als eine Punk-Komödie, liegt, abgesehen vom überzeugenden Spiel der Schauspielenden, sicherlich bei den Texten (Christoph Fellmann), die klug das Gefühl zwischen Aufbruch und Lähmung einfangen und – zum Glück – nie restlich auflösen. Die Themen sind zwar wenig überraschend, werden jedoch differenziert, mit subtilem Witz und viel Selbstironie auch aus der Perspektive verschiedener Generationen

beleuchtet, denen Regisseure (Livio Andreina und Damiàn Dlaboha) und Autor (Fellmann) angehören. Dass der ganze Diskurs letztlich nicht in eine Wohlfühlsituation abdriftet, ist dabei nur konsequent.



Die Band A.D.F. mit Christoph Fellmann, Damiàn Dlaboha und Livio Andreina (von links).

Die Textlastigkeit des Stücks hätte da und dort etwas mehr an dramaturgischen Wendungen vertragen, vielleicht aber ist die dahinsickernde Handlung auch nur schlüssig: Eine Handvoll Menschen, zum grossen Teil sind es zu spät Geborene, sehnt sich nach der Revolution, die vor ihnen oder vielleicht nie richtig stattgefunden hat, und trinkt währenddessen Wein und kocht Pasta.

Wenn Dlaboha, Fellmann und Andreina dann zum Schluss mit Schlagzeug, Bass und E-Gitarre gegen die Wand spielen, die mitunter als grosse, leere Projektionsfläche funktioniert, dann hallt der Beat, der Herzschlag, eben dort in den Publikumsraum zurück. Man darf das durchaus als Aufforderung zum zivilen Ungehorsam lesen.